

Die Nachbarschaft ist tot – es lebe die Nachbarschaft!

Zur Bedeutung des Wohnumfeldes für Integration junger Familien

Marco Hüttenmoser

Bemühungen um Integration müssen bei jungen Familien einsetzen.

Wenn die Forderungen nach Integration nicht nur Lippenbekenntnisse sind, wenn unsere Gesellschaft den Menschen, die von Armut, Wohnungsnot und Isolation geprägt sind, einen Platz einräumen will, dann müssen – so eine der neuen Erkenntnisse unserer Zeit – derartige Bemühungen sehr früh einsetzen. Das heisst, wir müssen die jungen Familien mit kleinen Kindern ins Zentrum unserer Bemühungen stellen.

Gute familienergänzende Betreuung wirkt sich positiv auf den Schulerfolg von Migrationskindern aus.

Wird dies ernsthaft getan, so zeigen sich schon nach dem Eintritt in die Schule erste Früchte: Der Lernwille ist da und erweist sich als guter Garant für den Erfolg in der Schule (Gruber und Lanfranchi: in diesem Heft; Stamm 2003; Jaeggi et al. 2003).

„Transitorische Räume“: Zwischeninstanzen, die zwischen „innen“ und „ausen“ vermitteln.

Gruber und Lanfranchi (in diesem Heft), aber auch Jaeggi et al. (2003) haben gezeigt, dass kleine Kinder in Krippen, Spielgruppen und ähnlichen Institutionen sehr früh und wirkungsvoll gefördert und integriert werden können, sofern sie dort aufmerksam betreut werden und der Kontakte zu den Eltern sorgfältig gepflegt wird. Ähnliches gilt von der Mütter- und Väterberatung. Wie eine solche Betreuung von Familien und Kindern fremder Ethnien geschehen kann und wie hier wirkungsvoll Integrationsarbeit geleistet wird, verdeutlichen verschiedene Beispiele im zweiten Teil der vorliegenden Dokumentation.

Um zwischen dem Individuum, respektive der Familie, und der Gesellschaft zu vermitteln, braucht es Übergangsräume und Zwischeninstanzen, die diesen Prozess ermöglichen. Dies gilt im Grunde genommen für jedes Kind, für jede Familie. Unbestritten ist jedoch, dass Kinder und Familien mit besonderen Problemen, etwa Familien aus fremden Ethnien oder alleinerziehende Mütter und Väter in besonderer Weise auf solche Räume und Instanzen angewiesen sind. Gruber und Lanfranchi (in diesem Heft) bezeichnen sie als „transitorische Räume“.

Das Wohnumfeld – der vergessene Faktor in der Integrationsforschung.

Integration und Wohnumfeld

In dieser Diskussion fehlt noch ein wichtiger Baustein: Das Wohnumfeld und die Nachbarschaft. In der dritten These von Gruber und Lanfranchi (in diesem Heft) werden die verschiedenen Elemente erwähnt. Es wird darauf hingewiesen, dass zusätzliche Massnahmen nur dann nötige würden, wenn die primären Räume und Netzwerke im Wohnumfeld und Quartier nicht funktionierten. Wörtlich lautet die These: *„Transaktionen zur Umwelt werden primär durch die Familie selbst geschaffen, etwa durch Nachbarschaftskontakte und Netzwerkaktivierungen. Dort, wo dies nicht oder nur in beschränktem Mass gelingt, müssen Mesosysteme als Verbindungsmöglichkeiten zwischen familialem Innenbereich und gesellschaftlichem Aussenbereich eingerichtet werden. Eine sinnvolle und prak-*

„tikable Massnahme besteht in der Bereitstellung transitorischer Räume. Nützliche transitorische Räume im Vorschulalter sind familienergänzende Betreuungseinrichtungen wie Krippen, Tagesfamilien, Horte, Spielgruppen, Kindergärten.“

Abgesehen davon, dass die Liste solcher transitorischen Räume ergänzt werden müsste, etwa durch die für frühe Hilfe sehr zentrale Mütterberatung, wäre auch der Begriff der „transitorischen Räume“ zu diskutieren. Die Wortwahl erscheint unglücklich. Es handelt sich bei allen aufgezählten Bereichen nicht um wirkliche Räume, sondern um Institutionen. Der wichtigste Raum, in dem Integration normalerweise erfolgt, das Wohnumfeld und die Nachbarschaft, wird in der zitierten These zwar erwähnt, aber nicht den transitorischen Räumen zugerechnet.

In diesem Beitrag steht deshalb die Bedeutung des Wohnumfeldes und des ihm zugehörigen sozialen Kontaktnetzes für die Integration von Kindern und jungen Familien im Zentrum. Die oft zu beobachtende Ausklammerung der Diskussion um „Wohnumfeld und Nachbarschaft“ ist insofern symptomatisch, als sowohl die Praxis wie die Wissenschaft oft davon ausgehen, dass sich hier nichts machen lasse. Nachbarschaft sei quasi das Produkt einer nicht veränderbaren historisch-gesellschaftlichen Entwicklung, die wir nicht im Griff hätten. Integrationshilfen müssten auf der institutionellen Ebene erfolgen. Dieser Beitrag hat auch zum Ziel aufzuzeigen, dass dem in keiner Weise so ist.

Was heisst „Wohnumfeld“ und „Nachbarschaft“?

Im vorliegenden Falle macht es Sinn, die Begriffe „Wohnumfeld“ oder „Wohnumgebung“ und „Nachbarschaft“ aus der Perspektive des jüngeren Kindes zu betrachten und komplexe Ausweitungen aus der Sicht und dem räumlich unterschiedlichen Handeln von Erwachsenen zunächst auszuklammern.

Unter Wohnumfeld verstehen wir die unmittelbare Umgebung einer Wohnung oder eines Hauses. Dieses Umfeld ist je nach Art der Bebauung sehr unterschiedlich. Bei Einfamilienhäusern oder Reihenhaussiedlungen wird es die Häuser an einer Quartierstrasse umfassen und, sofern genügend Querverbindungen bestehen, auch noch die Häuser an der dahinter liegenden Strasse. Bei einer Wohnüberbauung mit Mehrfamilienhäusern innerhalb grösserer Grünflächen hat hingegen das Wohnumfeld einen völlig anderen Charakter. Es umgibt dort nicht einen Strassenraum, sondern eine mehr oder weniger grosses Areal, das durch verschiedene Wege und Grünflächen gegliedert wird.

Was die Nachbarinnen und Nachbarn betrifft, so gehören dazu grundsätzlich alle Personen, die im gleichen Wohnumfeld zu Hause sind. Dabei ist es gleichgültig, ob man diese nur hinter getönten Autoscheiben beim Vorbeifahren wahrnimmt oder ob man von Zeit zu Zeit mit ihnen spricht, plaudert, mit ihnen spielt, sich gegenseitig besucht etc.

Die Nachbarschaft ist tot!

Die Nachbarschaft hat in den letzten Jahrzehnten eine grosse Entwicklung durchgemacht. Man geht davon aus, dass sich der moderne Mensch in den letzten hundert Jahren von einer räumlichen Anbindung seiner Kontakte weitgehend gelöst hat und heute seine Kontakte über ein vielfältiges, räumlich oft stark auseinander liegendes Netz knüpft. Während bei Kant und Simmel das soziale Miteinander noch mit dem Raum verbunden war, gehen sozialen Beziehungen heute weit stärker von raumübergreifenden emotionalen Beziehungen, gleichen Interessen usw. aus. (Bertels 1997).

„Die wechselseitige Verpflichtung der Nachbarn ist eine Folge ihrer Nähe und ihrer Interdependenzen. Wo die Interdependenz wegen der leichten Verfügbarkeit von Dienstleistungen aufhört, wie in den Städten, da bildet die Nähe nicht mehr die Grundlage für eine kategorische soziale Beziehung. Räumliche Nachbarn können jetzt beliebig wählen, mit wem sie Kontakt haben wollen.“ (Häberle, zit. nach Humpert 1997, S. 5)

Wohnumfeld und Nachbarschaft sind erststrangige transitorische Räume.

Ist ein unwirtliches Wohnumfeld unabänderliches Schicksal?

Mit „Wohnumfeld“ ist die unmittelbare Umgebung der Wohnung oder des Hauses gemeint.

Der moderne Mensch pflegt sein Kontaktnetz weit gehend unabhängig von der räumlichen Nähe.

Was tun die Kinder, wenn die Nachbarschaft tot ist?

Wie wirken sich die Veränderungen im Wohnumfeld auf die Kinder aus?

Die Wissenschaft hat sich der Veränderungen in Wohnumfeld und Nachbarschaft angenommen. Die Analysen gehen dabei hauptsächlich von der Sicht der Erwachsenen aus. Hier stellt sich die Frage, wie sich diese Veränderungen auf den Alltag der Kinder und ihre Integration in die Gesellschaft auswirken. Wie sieht der Alltag der Kinder aus, wenn „die Nachbarschaft tot“ ist?

In einem 1990 erschienenen Artikel hat Helga Zeiher die Auswirkungen der veränderten Nachbarschaft eingehend beschrieben. Der Beitrag wurde in der vorliegenden Dokumentation nochmals abgedruckt. Da die nachfolgenden Ausführungen teilweise auf Zeiher aufbauen, sollen einige Aspekte kurz zusammengefasst werden.

Viele Mütter kompensieren das fehlende Nachbarschaftsumfeld, indem sie die Kinder zu öffentlichen Spielplätzen begleiten.

Zeiher geht davon aus, dass nicht nur die Erwachsenen, sondern auch ein Grossteil der Kinder den nachbarschaftlichen Bezugsraum weitgehend verloren haben. Als Ursache nennt sie insbesondere den privaten Motorfahrzeugverkehr und das Fehlen von Kindern in der Nachbarschaft. Als Gegenmassnahmen habe die Gesellschaft vermehrt öffentliche Spielplätze und Freizeitanlagen eingerichtet und die familienergänzender Betreuungseinrichtungen ausgebaut. Die Eltern ihrerseits hätten auf den Wandel unterschiedlich reagiert, die einen versuchten den Verlust des nachbarschaftlicher Kontakt- und Spielraumes der Kinder zu kompensieren, indem sie sie auf die öffentlichen Spielplätze und zu verschiedenen Anlässen, zu Freunden, in Kurse und anderweitigen Angeboten bringen, respektive hinfahren würden. Andere Eltern wiederum überliessen die Kinder, sofern sie nicht in der Krippe oder einem Kindergarten betreut würden, der häuslichen Isolation. Einem Teil der Kinder gelinge es später, so die Autorin, ihre Freizeit mit allerlei individuell verabredeten Aktivitäten selbst zu organisieren. Ein grosser Teil der Kinder sei vom öffentlichen Freizeitangebot abhängig.

Die Autorin geht bei ihren Ausführungen von der Situation in Deutschland und in der Grossstadt Berlin aus. Der Schwerpunkt ihrer Analyse liegt zudem bei Kindern von neun bis zwölf Jahren. Bezieht man die Situation auf die Schweiz und setzt den Schwerpunkt eher auf jüngere Kinder, so sind verschiedene Ergänzungen nötig.

Die Situation in der Schweiz wirkt sich für die Kinder noch einschneidender aus als in Deutschland.

In der Schweiz gehen die Kinder mit vier bis fünf Jahren – ein Jahr später als in Deutschland – in den öffentlichen Kindergarten. Bei uns besuchen – anders als in Deutschland – fast alle Kinder den Kindergarten. Andererseits ist das Ausmass der institutionellen Betreuung in Krippen (Kindertagesstätten) hier zu Lande deutlich geringer. Dem entspricht eine deutlich geringere Erwerbstätigkeit der Mütter. Man kann daraus schliessen – und Untersuchungen weisen in diese Richtung –, dass die von Zeiher erwähnten kompensierende Aktivitäten der Mütter bei uns sehr ausgeprägt sind: Sie begleiten die Kinder auf den Spielplatz, bringen sie ins Turnen, ins Ballet, in die Spielgruppe, besuchen gemeinsam das Mutter-Kind-Turnen usw. Wenn also institutionelle Angebote für kleine Kinder dünner gesät sind, muss sich ein Verlust des nachbarlichen Spiel- und Kontaktraumes für die Kinder in der Schweiz gravierender auswirken.

Kommt hinzu, dass das Fehlen eines „beispielbaren“ Wohnumfeldes die Kinder unter fünf Jahren am härtesten trifft, da sie in ihrer Mobilität weitgehend von Erwachsenen abhängig sind.

Kinder beleben die Nachbarschaft

Wissenschaftliche Untersuchungen haben verschiedene Aspekte des nachbarschaftlichen Kontaktverhaltens herausgearbeitet, die ein Licht auf die Folgen werfen, mit denen zu rechnen ist, wenn eine Wohnumgebung keinen Raum für Kontakte bietet.

Familien mit jüngeren Kindern haben am meisten Nachbarschaftskontakte.

Mehrere Untersuchungen, die sich an sich mit erwachsenen Personen befassen, haben gleichsam nebenbei ein wichtiges Ergebnis gebracht, das bis anhin nur ungenügend beachtet und analysiert wurde: Familien mit jüngeren Kindern haben deutlich mehr nachbarschaftliche Kontakte als Erwachsene ohne oder mit älteren Kindern.

Bereits bei Vierecke wird dieses Ergebnis in einer Untersuchung aus dem Jahr 1973 zum nachbarschaftlichen Kontaktverhalten deutlich. Er schreibt (S. 56ff):

„Wir wollen von der Hypothese ausgehen, dass Kinder eine positive Wirkung auf nachbarliche Verhaltensweisen ausüben, in dem Sinne, dass Bewohner mit Kindern Bezugsmomente zu Nachbarn besitzen, die es ihnen leichter als den Kinderlosen machen, kommunikative Verhaltensweisen gegenüber ihren Nachbarn auszubilden.“

Eine erste Analyse zeigte, dass eine Gruppierung der Daten nach „Familien mit Kindern“ und „Familien ohne Kinder“ keine Ergebnisse erbrachte. Eine Unterscheidung zwischen Familien mit Kindern „über 14 Jahren“ und „unter 14 Jahren“ brachte die Unterschiede jedoch deutlich zu Tage:

„Jetzt zeigte sich, dass (kleine) Kinder in der Tat das Nachbarschaftsverhalten positiv beeinflussen: Nur verhältnismässig wenige Einwohner mit Kindern unter 14 Jahren sagen, sie hätten gar keine nachbarlichen Kontakte oder diese würden nur in einem Von-Angesicht-Kennen und Grüssen bestehen, dagegen nennen 75 Prozent von ihnen gutnachbarliche Beziehungen. Auf der andern Seite haben Haushalte mit Kindern über 14 Jahren oder keinen Kindern wesentlich öfter gar keinen Kontakt zu Nachbarn bzw. beruht dieser häufig nur in einem oberflächlichen kommunikativen Bezug, der sich aus der Nähe ergibt.“

Ein weiteres Merkmal der nachbarschaftlichen Kontakte der Familien mit Kindern unter 14 Jahren beschreibt Vierecke wie folgt:

„Die guten nachbarlichen Beziehungen derjenigen mit kleinen Kindern sind in 36 Prozent der Fälle durch die Kinder selbst bedingt – man unterhält sich über die gemeinsamen Probleme, die die Kinder mit sich bringen, man passt auf die Kinder des Nachbarn auf. Dafür hat dieser Personenkreis die wenigsten individuellen Beziehungen zu Nachbarn, die sich unabhängig von Kindern in wechselseitigen Besuchen äussern. Ganz gewiss liegt dies nicht zuletzt daran, dass gerade Menschen mit kleinen Kindern an die Wohnung gebunden sind. Wenn sie also abends das Haus verlassen, brauchen sie bereitwillige Nachbarn, die auf die Kinder achten.“

Schubert (1990) kommt in einer Analyse privater Hilfsnetze in einer verdichteten Region im Südosten Niedersachsens zu vergleichbaren Ergebnissen. Obwohl Schubert die Grenze hoch ansetzt und als Kriterium „Familien mit Kindern bis zu einem Alter von 17 Jahren“ wählt, ergeben sich noch deutliche Unterschiede:

„Im unmittelbaren Lebensraum des Wohnquartiers sind die vollständigen Familien mit Kindern am besten eingebunden: Weit mehr als drei Viertel von ihnen fühlen sich ihrem Dorf oder ihrem Wohnquartier innerlich verbunden (81,5 Prozent). In der Folge dieser Ortsbindung findet ein reger Austausch unter Nachbarn statt. So gaben 39,1 Prozent der Personen aus Familien mit Kindern bis zu einem Alter von 17 Jahren an, häufige Besuchskontakte mit Nachbarn zu pflegen, und über die Hälfte von ihnen wies auf intensive Kommunikationsverflechtungen innerhalb der Nachbarschaft hin (52,2 Prozent). Häufige gegenseitige Hilfeleistungen im Netzwerk der Nachbarschaft kommen bei 40,7 Prozent der Familien vor.“

Bei den kinderlosen Haushalten zeigen diese Ausprägungen ein deutlich schwächeres Niveau: Dem Wohnort fühlen sich zwar drei Viertel von ihnen verbunden (78,3 Prozent), aber häufige Nachbarschaftsbesuche (26,0 Prozent) und häufige Gespräche mit Nachbarn (42,9 Prozent) spielen eine vergleichsweise geringe Rolle. Ebenso verhält es sich mit intensiver Nachbarschaftshilfe; häufig kommt ein solcher instrumenteller Austausch im Wohngebiet nur bei einem Viertel der Personen vor, die in Haushalten ohne Kinder unter 18 Jahren leben (27,2 Prozent).“

Die Bedeutung nachbarschaftlicher Kontakte bei Familien mit Kindern lässt sich auch in der Schweiz nachweisen, auch wenn es nur wenige grössere Untersuchungen dazu gibt. Insgesamt kann man davon ausgehen, dass hierzulande die Solidarität zwischen den Generationen nach wie vor funktioniert und trotz Unken-

Das Alter der Kinder spielt bei den Nachbarschaftskontakten eine wichtige Rolle.

Vollständige Familien mit Kindern fühlen sich ihrem Dorf oder Wohnquartier verbunden.

Nachbarschaftshilfe kommt wenig zum Tragen, wenn Kinder als verbindendes Element fehlen.

Die Solidarität zwischen den Generationen funktioniert nach wie vor.

rufen nicht von einem Zusammenbruch des verwandtschaftlichen Netzwerkes gesprochen werden kann (Höpflinger 1996).

Wie das Bezugsnetz bei jungen Familien aussieht, haben Wicki et al. (1995) bei 170 Familien in Bezug auf den Kanton Bern und Huwiler mit einer Längsschnittstudie über fünf Jahre (1995-1998) bei 182 Familien im Kanton Zürich aufgezeigt. Auch diese beiden Autoren stellen ein qualitativ und quantitativ gut funktionierendes Netz an Beziehungen und Unterstützung fest. Trotzdem stellt Huwiler abschliessend fest, dass „ungeachtet der hohen Qualität des sozialen Netzes“ 85 Prozent der Mütter mehr Unterstützung, mehr Gespräche, Anteilnahme oder Anerkennung wünschen (1998 S. 62).

Vier Fünftel der jungen Mütter bezeichnen ihre Nachbarschaftskontakte als „gut bis sehr gut“.

Die qualitative Analyse des Bezugsnetzes macht deutlich, dass nachbarschaftliche Kontakte von sehr grosser Bedeutung sind. So nennen die jungen Mütter in der Untersuchung von Huwiler, nach der Häufigkeit der Kontakte gefragt, an erster Stelle die Nachbarinnen. 82 Prozent der Befragten bezeichnen diese Kontakte als „gut bis sehr gut“. Zur eigenen Mutter haben 83 Prozent der befragten Mütter einen guten bis sehr guten Kontakt. Nur die „gute bis sehr gute“ Qualität der Beziehungen zu den Freundinnen und Kolleginnen schneidet mit 96 Prozent Nennungen noch besser ab. Weniger hoch wird die Qualität des Kontakts zum eigenen Vater (77 Prozent „gut bis sehr gut“) und zu den Verwandten des Partners (zwischen 54 und 68 Prozent „gut bis sehr gut“) eingeschätzt.

Gute Beziehungen zu Nachbarinnen wirken sich im Alltag positiv aus. Was die praktische Hilfe im Haushalt betrifft, so stehen die Nachbarinnen, nach der eigenen Mutter, dem eigenen Vater und der Schwiegermutter an dritter Stelle. 40 Prozent der jungen Mütter sagen, dass sie mit Nachbarinnen „oft“ über Kinderfragen sprechen, sie erwähnen sie immerhin an vierter Stelle nach dem eigenen Partner, der eigenen Mutter und Freundinnen/Kolleginnen.

Nachbarinnen springen oft beim Kinderhüten ein.

Wichtig ist auch die Feststellung, dass die Nachbarinnen sowohl beim ersten wie beim zweiten Kind bei der Kinderbetreuung mithelfen. Dabei ist besonders interessant, dass die Mithilfe vom ersten Lebensjahr des Kindes zum fünften von 36 Prozent Nennungen auf 60 Prozent ansteigt. Darin spiegelt sich nicht nur die Tatsache, dass man ganz kleine Kinder noch nicht so oft anderen Erwachsenen anvertraut, sondern auch, dass die Kinder mit fünf Jahren, sofern möglich, oft im Freien weilen und folglich mit andern Familien in der Nachbarschaft vertraut sind.

Warum haben junge Familien mehr nachbarschaftliche Kontakte?

Um zu verstehen, wieso Familien verstärkt nachbarschaftliche Kontakte pflegen, und zwar umso intensiver, je jünger die Kinder sind, müssen wir auf die Nachbarschaftstheorie zurückgreifen.

Vorgegebene Räume können nachbarschaftliche Kontakte ermöglichen oder verhindern.

Das Verhältnis von Person und Raum wird von vielen Autoren als „offen“ beschrieben. Das heisst, vorgegebene Räume können nachbarschaftliche Kontakte ermöglichen, verhindern oder in einem gewissen Sinne strukturieren. Ob und wie man Kontakt aufnimmt, darüber entscheidet jedoch das einzelne Individuum, seine Einstellungen und die von ihm betonten Werte.

Bertels (1987, S. 76ff) wirft die Frage auf: „Kann Raum durch sein Angebot an Gelegenheiten entsprechende Aktivitäten von Bewohnern unterstützen oder sogar auslösen?“ Seine Antwort: „Will man sich vergewissern, welche Bedeutung dem Raum hinsichtlich des sozialen Verhaltens zukommt, so ist hier immerhin festzuhalten, dass von ihm eine strukturierende Wirkung ausgeht, indem er (mit den ihm bietenden Gelegenheiten) bestimmte Verhaltensweisen eröffnet oder verschliessen kann.“

Auf der anderen Seite haben die Menschen die Möglichkeit, ihre Verhaltensstile gegen den Raum durchzusetzen. Kommunikation, Handeln und räumliche Strukturen sind also derart miteinander verbunden, dass die immobile Umwelt sowie in ihr institutionalisierte Regeln den Nutzer lenken, wobei dieser aber mehr oder weniger auch Einwirkungsmöglichkeiten hat.

Zum Verhältnis von Raum und nachbarschaftlicher Beziehungen lässt sich vermuten, dass räumliche Nähe die Aufnahme von sozialen Beziehungen nicht garantiert; wahrscheinlicher ist, dass soziale Selektionen stattfinden und dass über räumliche Nähe die sozialen Kontrollen zunehmen. Die Nachbarschaften als Organisationsform entwickeln sich entlang der Sozialbeziehungen, nicht jedoch nach stadtplanerischer Gliederung.“

Peters (in Stucke 2001, S. 159) geht vom Begriff der Nachbarschaft aus:

„Sie (die Nachbarschaft, M.H.) ist zunächst eine leere Hülle, sie kann eine wirkungsvolle Rolle beim Aufbau eines demokratischen Gemeinwesens übernehmen, aber dazu muss sie sich sozusagen selbst als soziales Wesen konstituieren, also nachbarschaftliches Leben organisieren und praktizieren. Die Tatsache, dass Menschen eng zusammenleben, stellt zwar ein hohes Potential für Gemeinschaftsleben dar, aber aus sich allein heraus bewegt sie nichts. Gerade die moderne Gesellschaft hat genug abgestumpfte Nachbarschaft in anonymen Hochhaustürmen oder endlosen Reihenhaussiedlungen produziert, deren Mitglieder nur räumlich zusammen sind, aber keine Verbindung mit einander haben.

Zunächst also ist die Nachbarschaft nichts weiter als ein geographischer Begriff. Nachbarschaften ohne einen über die räumliche Identität hinausgehenden Bezug tragen zur sozialen Integration der Gesellschaft nicht bei. Im Gegenteil, das räumliche Beieinandersein und die zumindest oberflächliche Bekanntschaft miteinander sind nicht einmal eine Garantie für eine friedliche gegenseitige Toleranz. Ähnlich wie in zerrütteten Familien kann gerade die räumliche Nähe und allzu intensive Beschäftigung miteinander Spannungen und Feindseligkeiten erzeugen, die, wenn die Barrieren der Zivilisation plötzlich weggerissen werden, sich bis zu gegenseitigen Vernichtungsakten steigern können. (...)

Nachbarschaft, die eine Funktion erfüllt für den Aufbau und das Zusammenwachsen eines Gemeinwesens, ist also kein Naturgewächs, sondern eine soziale Schöpfung, Produkt eines Willens zum Zusammenleben. Das bedeutet nicht, dass die Grundlinien und Ziele des Zusammenlebens klar und bewusst definiert sein müssen, sie können durchaus ‚selbstverständlich‘ sein, entscheidend ist jedoch ein aktives Bemühen und eine stetige Praxis eines Lebens in Gemeinschaft im Unterschied zum blossen räumlichen Nebeneinander.

Die Basis, auf der sich Nachbarschaft als soziales Gebilde formiert, ist zweifellos die räumliche Nähe, aber sie allein löst kein Gemeinschaftsgefühl aus, wie wir gesehen haben, es bedarf eines weiteren Faktors, um den Prozess des Aufbaus von Nachbarschaft in Gang zu setzen. Es ist ein wie immer geartetes Eigeninteresse des einzelnen, das ihm sagt, dass die Gemeinschaft für seine Lebensumstände förderlich ist. Deshalb sind abgesehen von traditionellen Relikten in Dörfern und kleinen Städten lebendige Nachbarschaften in der modernen Gesellschaft äusserst selten geworden. Das Eigeninteresse an der lokalen Gemeinschaft als Schutz oder Förderer der individuellen Lebensumstände wird nicht mehr gespürt, ist vielleicht auch objektiv nicht mehr gegeben. (...)

Auf die Nachbarschaft bezogen heisst das: Menschen, die ihre Wohnung mehr oder weniger wie ein Hotel benutzen, in das sie abends einchecken und morgens wieder auschecken, Menschen, deren Lebensmittelpunkt ganz und gar ausserhalb ihres Wohnbereichs angesiedelt ist, können keine Nachbarschaft konstituieren. Sie brauchen ihre ‚Nachbarn‘ weder zu ihrer Sicherheit, noch erwarten sie oder wünschen sich überhaupt durch diese irgendeine Bereicherung ihrer eigenen Lebensqualität.“

Die hier dargestellte Theorie vermag die Tatsache, dass Familien mit jüngeren Kindern deutlich mehr nachbarschaftliche Kontakte haben als andere Familien und Erwachsene, nur zum Teil zu erklären.

Man kann zwar darauf hinweisen, dass das Bedürfnis nach solchen Kontakten grösser ist, wenn man kleine Kinder zu betreuen hat, und dass man durch diese auch vermehrt an die Wohnung und nähere Umfeld gebunden ist, was gewiss zu vermehrten Kontakten im näheren Umfeld führt. Hier trifft auch zu, was Honvehl-

Mit kleinen Kindern ist man mehr ans Haus gebunden und auf die nahe Umgebung angewiesen.

mann (1990, S. 5) erwähnt: „Neben der jeweiligen Nutzung des Aussenraumes ist die Mobilität für die Bedeutung von nachbarschaftlichen Beziehungen massgebend. Je weniger mobil eine Gesellschaftsgruppe ist, um so grösser ist die Wahrscheinlichkeit nachbarschaftlicher Beziehungen.“

Die hier skizzierte Theorie des Verhältnisses von Mensch und Raum muss jedoch differenziert werden, wenn man verstehen will, warum junge Familien mehr nachbarschaftliche Kontakte haben als andere Bevölkerungsgruppen.

Die im Freien spielenden Kinder initiieren die Kontakte zwischen den Nachbarn.

Es sind oft nicht die Eltern, die in der Nachbarschaft Kontakte knüpfen, weil sie sich mit Nachbarinnen über Erziehungsfragen unterhalten wollen oder Betreuungsmöglichkeiten für ihre Kinder suchen, es sind vielmehr die im Freien spielenden Kinder, die Kontakt zu andern Kindern suchen. Früher oder später werden dann die Eltern einbezogen.

Kinder sind Integrationshelfer für Migrationsfamilien.

Bei der Analyse der Wohnbedingungen in Esch, einem Vorort von Köln, hat Kasper (2003) deutlich herausgearbeitet, dass es, etwa bei Neuzuzüglern, die Kinder sind, die die Kontakte zu Nachbarschaft schaffen Hilpert (1997, S. 152ff) ihrerseits, die in vier deutschen Städten das Kontaktverhalten zwischen der deutschen und der türkischen Bevölkerung untersucht hat, bestätigt den Sachverhalt in Bezug auf interethnische Kontakte: Die Kinder, vor allem die jüngeren unter ihnen, sind für das Entstehen von Kontakten zwischen den deutschen und türkischen Familien verantwortlich.

Kinder gehen ohne Scheuklappen auf einander zu, egal, ob schwarz oder weiss.

Das Beispiel der interethnischen Kontakte macht deutlich, dass die Kinder andere „Filter“ haben, wenn sie Aussenräume nutzen. Während Erwachsene oft vorsichtig abwägen, mit wem sie im Wohnumfeld Kontakt aufnehmen wollen, wobei viele Statusüberlegungen eine Rolle spielen, sind Kinder unbefangener und weniger voreingenommen. Es ist ihnen gleichgültig, ob das Kind, mit dem sie in der Nachbarschaft spielen können, weiss oder schwarz ist, ob es in einem grossen und schönen Haus wohnt, ob sein Vater reich oder arm ist usw. Derartige Unterschiede machen die Kinder erst später, oft unter dem Einfluss der Eltern oder grösserer Kinder. Die Menschen sind für Kinder zunächst Teil einer weiteren Umwelt, der gegenüber sie sich zumindest in den ersten Lebensjahren offen und neugierig zeigen (Hüttenmoser 1997).

Humpert (1997) ist in seiner Dissertation von der Annahme ausgegangen, dass das Kontaktverhalten der Kinder in der Nachbarschaft ähnlich wie jenes ihrer Eltern wesentlich durch Unterschiede im Status (Statusdevianz) bestimmt werde. Der Autor prüfte seine Hypothese bei insgesamt 873 Kindern im Alter von sieben bis 14 Jahren. Im Laufe der Untersuchung kommt er zu gegenteiligen Ergebnissen. Einige seien hier erwähnt:

- Jüngere Kinder (sieben bis neun Jahre) haben mehr Nachbarschaftskontakte als ältere (zehn bis 14 Jahre).
- Die Nachbarschaftskontakte der Eltern beeinflussen die Kontakte der Kinder nur in minimalem Ausmass. Offensichtlich fungieren Elternkontakte nicht im erwarteten Masse als soziales Modell oder als Kontaktgelegenheit für Kinder.
- Nur wenn verschiedene Merkmale (Religionszugehörigkeit, Schulabschluss der Eltern, berufliche Stellung der Eltern, Wohnungsgrösse) der Statusdevianz zusammentreffen, zeigt sich ein bescheidener Einfluss auf die nachbarschaftlichen Kontakte. Eine Statusdevianz in zwei oder drei Bereichen verhindert die Kontakte bei 24 Prozent der sieben- bis neunjährigen Kinder und bei 37 Prozent der zehn- bis 14-jährigen Kinder den Kontakt.

Jüngere Kinder sind wenig mobil und können deshalb in Bezug auf ihre Kontakte nicht wählerisch sein.

Die Unterschiede zwischen den jüngeren und älteren Kindern führt Humpert darauf zurück, dass jüngere Kinder weniger mobil seien und deshalb in Bezug auf ihre Kontakte weniger wählerisch: „Die jüngeren Kinder sind durch ihre begrenzte Mobilität in höherem Mass auf Kontakte in der Nachbarschaft angewiesen. Hingegen ist es älteren Kindern auch durch neue Kontakte in der entfernteren weiterbildenden Schule in höherem Mass möglich, dass sie ausserhalb der Nachbarschaft Kontakt aufnehmen.“ (S. 169)

Der Autor folgert: „Abschliessend ist also festzustellen, dass die zentrale Annahme des theoretischen Modells sich in der empirischen Überprüfung nicht bestätigen liess. Vielmehr können die Daten als Indiz dafür gewertet werden, dass Eltern sogar in stärkerem Masse als Kinder nachbarschaftliche Kontakte vermeiden, wenn eine Inkonsistenz zwischen ihrem Individualstatus und dem vorherrschenden Status ihrer näheren Umgebung besteht.“ (S. 175)

Mit dieser Schlussfolgerung bestätigt Humpert die hier vertretene These, dass sich das nachbarschaftliche Kontaktverhalten der Kinder von jenem der Erwachsenen unterscheidet. Kinder sind weit offener sind als Erwachsene und weniger von Vorurteilen belastet als Erwachsene. Es ist nicht nur das Angewiesensein der Kinder auf die Kontakte, das eine grössere Offenheit bewirkt, sondern eine grundsätzliche Eigenheit jüngerer Kinder. Es ist anzunehmen, dass jüngere Kinder als die von Humpert untersuchten Sieben- bis 14-Jährigen noch offener sind.

Bei Kindern entscheidet das Umfeld

Geht man davon aus, dass Einstellungen und Vorbehalte sich bei jüngeren Kindern noch kaum auf das nachbarschaftlichen Kontaktverhalten auswirken, so gewinnt der tatsächliche Raum, das heisst, die „nackte Möglichkeit“, sich überhaupt im nachbarschaftlichen Raum bewegen zu können, entscheidend an Bedeutung. Für kleine Kinder trifft nicht zu, was Architekten und Planer immer wieder geltend machen, nämlich dass es beim nachbarschaftlichen Kontaktverhalten wesentlich auf Einstellungen und Werte ankomme.

Die eigene Untersuchung (Hüttenmoser und Degen-Zimmermann 1995) zeigte: Über das Ausmass nachbarschaftlicher Kontakte bei jüngeren Kindern entscheidet vor allem die Erreichbarkeit der Kontakträume. Ausschlaggebend ist, wie die Eltern von fünfjährigen Kindern die Gefahren, vor allem die Gefährlichkeit des privaten Motorfahrzeugverkehrs im Umfeld der Wohnung einschätzen. Bei Siedlungen mit Mehrfamilienhäusern spielt weiter die Stockwerkhöhe der Wohnung, aber auch die Gestaltung des Hauseingangs („Ist die Haustüre immer verschlossen?“ „Ist sie für fünfjährige Kinder zu schwer?“) eine Rolle.

Die alles entscheidende Frage ist, ob das Kind die Spielorte in der Wohnumgebung selbstständig erreichen kann oder ob es der Begleitung bedarf. Wenn es nur mit elterlicher Begleitung nach draussen kann, verbringt es nur halb so viel Zeit im Freien wie Kinder, die unbegleitet draussen spielen können. Entsprechend verringern sich die Kontaktmöglichkeiten und die Zahl der Spielkameraden im Wohnumfeld. Hinzu kommt, dass das aktive Kontaktverhalten fünfjähriger Kinder im Wohnumfeld auch den Eltern wesentlich mehr nachbarschaftlichen Kontakte bringt.

Die eigene Untersuchung zeigte zudem, dass der Status der Familie (Bildung, Einkommen, einheimisch/Ausländer) bei jüngeren Familien kaum einen Einfluss hat auf Art und Ausmass der nachbarschaftlichen Kontakte (Hüttenmoser 1995), womit die Ergebnisse von Humpert bestätigt werden.

Die zitierten Ergebnisse gewinnen zusätzlich an Bedeutung vor dem Hintergrund einer vorgängigen Intensivuntersuchung (Degen-Zimmermann, Hollenweger und Hüttenmoser 1992), die den Nachweis erbrachte, dass Kinder, die in einem Wohnumfeld aufwachsen, in dem sie nicht unbegleitet mit andern Kindern spielen können, bereits im Alter von fünf Jahre messbare Defizite in ihrer motorischen und sozialen Entwicklung und in Bezug auf ihre Selbstständigkeit aufweisen.

Die Ergebnisse verdeutlichen, wie wichtig, ja unverzichtbar die nachbarschaftlichen Kontakte für die Entwicklung jüngerer Kinder sind, besonders für die Entfaltung ihrer sozialen Fähigkeiten und damit für ihre Integration in die Gesellschaft.

Wohnumfeld und Lernerfolg

Die Nachbarschaft, das Wohnumfeld sind für Kinder ein zentraler Ort für viele Lernprozesse. Gewiss, auch eine gute institutionelle Betreuung in Krippen, Kin-

Offenheit und vorurteilsfreie Neugier gehört zum Wesen von kleinen Kindern.

Die entscheidende Frage ist, ob es überhaupt ein Umfeld gibt, wo man sich begegnen kann.

Kann das Kind die Spielorte seiner Wohnumgebung selbstständig aufsuchen, oder ist es auf Begleitung angewiesen?

Kinder, die nicht selbstständig draussen spielen können, haben Defizite in der motorischen und sozialen Entwicklung.

- dem Tagesstätten, bei Tagesmüttern, in Spielgruppen usw. ist, wie in verschiedenen Beiträgen der vorliegenden Dokumentation nachgewiesen wird, förderlich für die Integration.
- Dem Bewegungsdrang der Kinder sind in Betreuungsinstitutionen Grenzen gesetzt.
- Zeiger (in diesem Heft) vermerkt hierzu kritisch, dass Kinder ihre Selbstständigkeit in einer Institution niemals im gleichen Ausmass erfahren und erproben können wie im Wohnumfeld. Das gleiche gilt für die motorische Entwicklung. Auch hier sind die institutionellen Grenzen zu eng.
- Umgekehrt hat eine institutionelle Förderung der Kinder mehr Möglichkeiten, gezielt und systematisch vorzugehen, als dies beim freien unbetreuten Spiel im Wohnumfeld geschieht. Trotzdem dürfen die im Wohnumfeld ablaufenden Lernprozesse nicht unterschätzt werden.
- Kinder lernen von Kindern.
- So hat etwa Hilpert (1997) darauf hingewiesen, dass ein sehr beachtlicher Teil der Türkinnen und Türken in Deutschland, ganz gleich ob sie in eher segregierten oder nicht segregierten Wohngebieten zu Hause sind, angeben, dass sie „beim Spiel mit gleichaltrigen deutschen Kindern“ die deutsche Sprache gelernt hätten. Die Autorin (S. 97) vermerkt dazu: *„Die Tatsache, dass deutsche Freunde und Spielkameraden für das Erlernen der Sprache durch segregiert wohnende türkische Kinder eine solch wichtige Rolle spielt, ist umso nachdrücklicher zu würdigen, weil in diesen Gebieten ein deutlich kleinerer Anteil deutscher und ein wesentlich höherer Anteil türkischer Kinder lebt.“*
- Die Kenntnis der Ortssprache wird allgemein als entscheidend für die Integration Migranten betrachtet. Das Erlernen dieser Sprache in der Schule oder in Sprachkursen erwies sich jedoch vielfach als unbefriedigend. Es fehlt dort der Zusammenhang zum alltäglichen Leben. So schreiben Büttner und Kohte-Meyer (2002, Einleitung): *„Die Erfahrung von lange ortsansässigen Migranten lehrt, dass es u.a. vor allem von den Teilhabemöglichkeiten am öffentlichen und privaten Leben der Einheimischen abhängt, ob die sprachliche Integration erfolgreich verläuft. Der Kontakt mit Deutschen in Beruf und Freizeit – was die Erwachsenen betrifft – und für Kinder das Aufwachsen im deutschen Sprachraum sowie Freundschaften mit deutschen Kindern werden immer wieder als entscheidende Bedingungen für erfolgreiches Sprachlernen genannt, durch die Sprachkenntnisse erst zu einer relevanten Kompetenz werden.“*
- Die Sprache kann nur im Kontext des Alltags wirklich erlernt werden.
- Für jüngere Kinder ist ein gutes Wohnumfeld eindeutig der Ort, wo die Sprachkompetenz sich mit vielen alltäglichen Kompetenzen zusammen entwickelt. Daraus wächst der Wille, die erworbenen Kenntnisse weiter zu differenzieren. Wie längst bekannt und erneut bestätigt (Stamm 2003), sind die Grundmotivation zum Lernen und der Wunsch in seiner alltäglichen Umgebung handlungsfähig zu werden, für den Schulerfolg entscheidend.
- Kinder entfalten ihre Sprachkompetenzen, wenn sie mit andern Kindern zusammen sind.
- Jaeggi, Osiek und Favre (2003) liessen in einem Arbeiterquartier der Stadt Genf fünf Lehrkräfte 23 Schülerinnen und Schüler der ersten Klassen in bezug auf ihre künftigen Chancen in der Schule beurteilen. Elf hatten eine schlechte Ausgangslage, zwölf eine gute. In intensiven Gesprächen mit den Eltern dieser Kinder wurden die Familienverhältnisse, die Einstellung der Eltern zur Schule, die Unterstützung bei den Schulaufgaben usw. ermittelt, aber auch die Integration der Kinder im Quartier, die Anzahl Freunde und anderes. Das Ergebnis: Die Integration gehört zu jenen Faktoren, die für den Schulerfolg wesentlich sind. Je besser die Familie und die Kinder im Wohnumfeld und im Quartier integriert sind, je mehr Freunde die Kinder haben, umso höher sind die Chancen, in der Schule gute Leistungen zu erbringen.
- Eine gute Integration ist für den Schulerfolg wesentlich.

Fazit 1: Die Nachbarschaft muss leben!

Wir haben in knapper Form umrissen, warum das Wohnumfeld und die nachbarschaftlichen Kontakte für die Entwicklung der Kinder, besonders für die Entfaltung der sozialen Fähigkeiten und für den Lernerfolg, von so grosser Bedeutung sind.

Dabei braucht es die massgeschneiderte Unterstützung durch professionelle Kräfte, wie sie im letzten Teil dieser Dokumentation in verschiedenen Formen beschrie-

ben wird, genau so wie Nachbarschaftshilfe. Damit institutionelle Hilfe „greifen“ kann, ist sie auf ein gesundes Wohnumfeld und nachbarschaftliche Kontakte angewiesen. Umgekehrt ist die nachbarschaftliche Hilfe oft überfordert und muss durch professionelle Unterstützung ergänzt werden.

Eine zweiter Bereich betrifft die familienergänzende Kinderbetreuung, die wie das nachbarschaftlichen Umfeld ebenfalls eine bedeutende Integrationshilfe ist. Beide tragen zudem zum Schulerfolg der Kinder bei.

Leider ist die institutionelle Kleinkindbetreuung so organisiert, dass Beziehungen zwischen den Kindertagesstätten und ihrer Nachbarschaft nur sehr selten gepflegt werden. Der Beitrag von Österreicher und Kettner (in diesem Heft) zeigt, dass hier ein weites Feld von ungenutzten Möglichkeiten offen liegt.

In einem eigenen Beitrag (Hüttenmoser 1998) haben wir Wege aufgezeigt, wie Institutionen der Kleinkindbetreuung systematisch stärker mit dem Wohnumfeld und Quartier vernetzt werden könnten. Beide Bereiche, Wohnumfeld und institutionelle Betreuung, haben Vor- und Nachteile. Einrichtungen für Kleinkindbetreuung haben kaum überwindbare Mängel in Bezug auf Förderung der Bewegung und der Selbstständigkeit, während es im informellen Wohnumfeld nicht möglich ist, Defizite gezielt anzugehen. Von einer stärkeren Anbindung der institutionellen Betreuung an die einzelnen Wohnumfelder würden die Kinder und die jungen Familien in hohem Ausmass profitieren.

Fazit 2: Die Nachbarschaft kann belebt werden!

Wir haben oft den Vorwurf gehört, unsere Vorstellungen seien utopisch und – was die Nachbarschaft betrifft – nostalgisch. Sie entsprächen in keiner Weise der Wirklichkeit von heute.

Es ist gewiss schwierig, Erwachsenen klar zu machen, dass nachbarschaftliche Kontakte wichtig seien, und es ist sinnlos, sie unter Druck erzeugen zu wollen. Das ist auch nicht die Aufgabe der Öffentlichkeit.

Wie wir vorangehend ausgeführt haben, sieht die Situation aber im Wohnumfeld für Kinder und junge Familien anders aus. Hier sind Massnahmen sinnvoll und wirksam. Die Bereitschaft dieser Gruppe, Kontakte aufzunehmen und auszubauen, ist nachweislich vorhanden. Der Staat und private Investoren können in Siedlungen und auf den Quartierstrassen Massnahmen ergreifen, und alles spricht dafür, dass diese bei den Kindern und jungen Familien wirksam werden.

In Bezug auf die Strassen heisst dies konkret: Jede Gemeinde, jede Stadt hat heute die Möglichkeit hat, die Quartierstrassen in Wohngebieten in Begegnungszonen umzuwandeln. Die damit verbundene Verlangsamung und Reduzierung des privaten Motorfahrzeugverkehrs und die Schaffung von Kontakt- und Spielräumen wird zu neuem Leben im Wohnumfeld zwischen den Anwohnern und vor allem unter Kindern und jungen Familien führen. Kein Erwachsener wird mit einer solchen Massnahme gezwungen, am neuen öffentlichen Leben aktiv teilzunehmen. Vielleicht gibt es etwas mehr Kinderlärm, vielleicht sind die Parkplätze auf öffentlichem (!) Grund ein paar Schritte weiter von der Haustür entfernt – das sind sehr bescheidene „Opfer“, welche die Erwachsenen zugunsten der Kinder und ihrer Integration in die Gesellschaft erbringen müssen.

Wir Erwachsene haben die für Kinder missliche Situation im Wohnumfeld geschaffen und wir sind es, die sie wieder verändern können.

Literatur

- Bertels, L.(1987): Neue Nachbarschaften. Soziale Beziehungen in einer Neubausiedlung als Folge von Initiativenarbeit. Frankfurt und New York
Bertels, L.(1997): Die dreiteilige Grossstadt als Heimat. Opladen
Büttner, Ch. und Kothe-Meyer, I.(2002): Am wichtigsten die Sprache...Erkundungen zur Bedeutung von Sprache im Migrationsprozess, Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, Report 11

Institutionelle Hilfe und das Netz von Nachbarschaftskontakten ergänzen einander.

Kinderkrippen und Horte pflegen viel zu selten Kontakt zur Nachbarschaft.

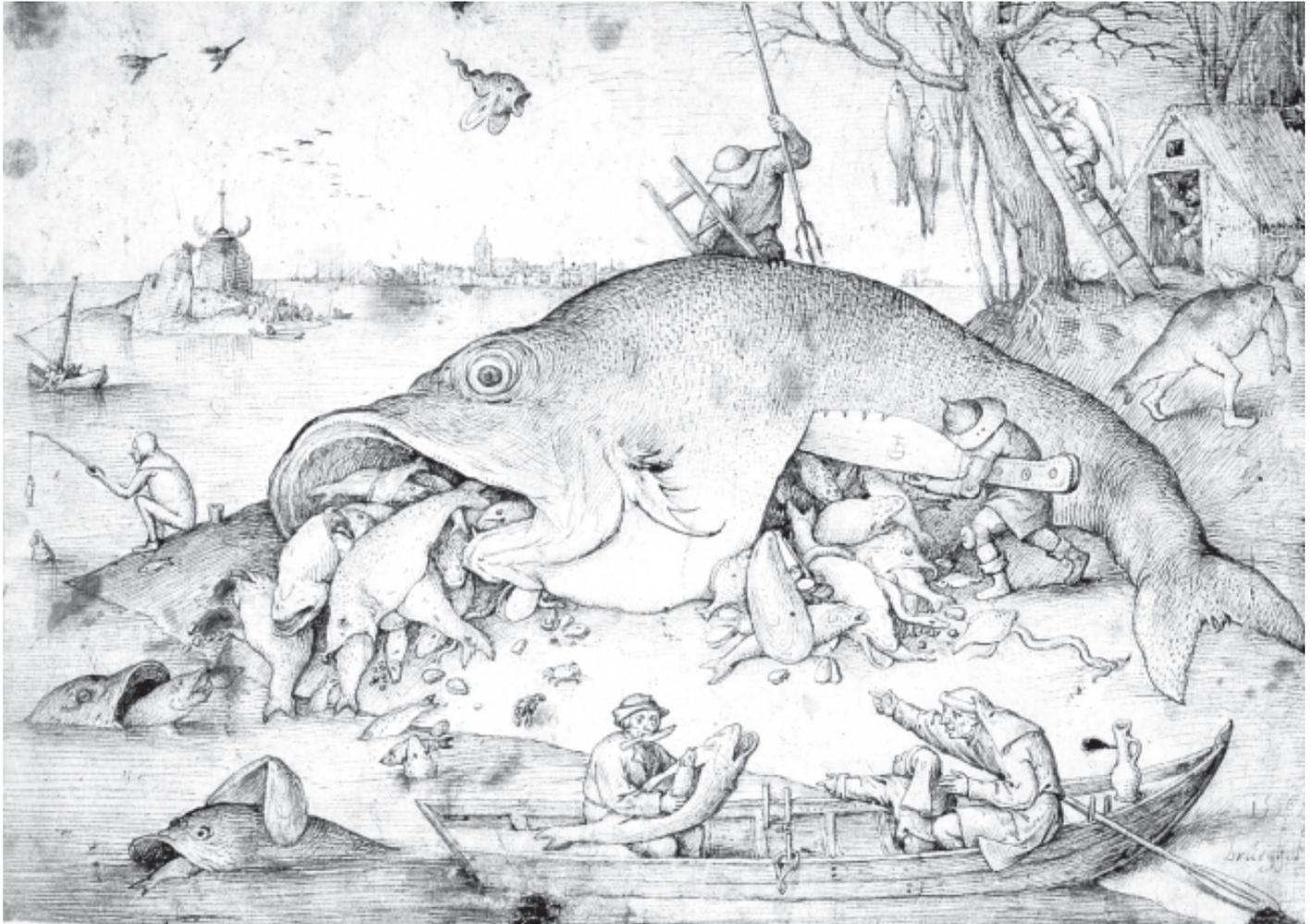
Massnahmen, die das Wohnumfeld aufwerten, wirken sich positiv auf das nachbarschaftliche Miteinander aus.

Begegnungszonen sind ein wirksames Instrument zur Verbesserung der Wohnqualität.

- Degen-Zimmermann, D., Hollenweger, J. und Hüttenmoser, M.(Projektleitung) (1992): Zwei Welten. Zwischenbericht zum Projekt "Das Kind in der Stadt", NFP 25, masch. Manus., Muri
- Hilpert, K. (1997): Ausländer zwischen Integration und Marginalisierung, Frankfurt a.M. usw.
- Höpfinger, F. (1996): Generationenbeziehungen in Familien - Trends und neue Problemstellungen, Zürich
- Honvehlmann, H.(1990): Nachbarschaften auf dem Lande. Münster
- Humpert, A. ((1997): Statusdevianz und nachbarschaftliche Kontaktvermeidung von Kindern, Hamburg
- Hüttenmoser, M. (1995):Children and Their Living Surroundings: Empirical Investigations into the Significance of Living Surroundings for the Everyday Live and Development of Children, in: Children's Environment, Vol. 12, n. 4. pp. 403-413
- Hüttenmoser, M. (1997): Ich, du und es. Von der Umweltbeziehung zur Umwelterziehung. In: Und Kinder, Nr. 58, S.7-37,Marie Meierhofer-Institut für das Kind, Zürich
- Hüttenmoser, M. (1998): Auf der Insel stark werden. Die Bedeutung des Wohnumfeldes für junger Familien. In: Marie Meierhofer-Institut für das Kind (Hg.): Startbedingungen für Familien, Zürich
- Hüttenmoser, M., Degen-Zimmermann, D.(1995): Lebensräume für Kinder, Empirische Untersuchungen zur Bedeutung des Wohnumfeldes für den Alltag und die Entwicklung der Kinder. Nationales Forschungsprgramm "Stadt und Verkehr Nr. 70, Zürich
- Huwiler, K. (1998): Das soziale Netzwerk von Familien mit Kleinkindern - eine verlorengegangene Resource?. In: Marie Meierhofer-Institut für das Kind (Hg.): Startbedingungen für Familien, Zürich
- Jaeggi, J.-M., Osiek, F.,Favre, B. (2003): Familles, école et quartier. De la solitude aus sens: échec ou réussite scolaire d'enfants de milieu populaire, Service de la Recherche en Educations, 12, Quai du Rhône, 1205 Genève
- Kasper, B. (2003): "Wohnen wie in den Freien" - Lebensstile, Mobilität und Wohnen im suburbanen Raum. Raum und Mobilität, Arbeitspapiere des Fachgebietes Verkehrswesen und Verkehrsplanung 7, Universtät Dortmund, Fakultät Raumplanung.
- Peter, W (2001): Nachbarschaft. In: Stuke, R.F.(Hg.) Zaunkönige. Nachbarschaftliche Beziehungen im Gespräch, Bochum
- Schubert, H.J.(1990): Private Hilfsnetze.Solidaritätspotentialae von Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft. Ergebnisse einer egopzentrierten Netzwerkanalyse. Materialien des Instituts für Entwicklungsplanung und Strukturforschung, Band 145, Hannover
- Stamm, M. (2003): "FLR". Acht Jahre nach der Einschulung. Pubertät und Adoleszenz.Institut für Bildungs- und Forschungsfragen, Aarau
- Vierecke, K.D.(1973): Nachbarschaft. Ein Beitrag zur Stadtsoziologie, Köln
- Wicki,W., Messerli, V. und Zehnder, D. (1995): Soziale und innerfamiliare Ressourcen beim Übergang zur Elternschaft, Psychologie in Erziehung und Unterricht, 42, 20-28

Detail aus dem Bild "Esel in der Schule": S. 48





Im Bild "Grosse Fische fressen die kleinen" (um 1556) führt der Fischer das Kind in die oft seltsame Welt der Fische und der Erwachsenen ein.